

# Jour fixe

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747863>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## JOUR FIXE.

**W**ir waren in der großen, stilvoll und vornehm eingerichteten Halle gegessen, hatten gelacht und geplaudert und von allerlei interessanten und auch gleichgiltigen Dingen gesprochen, von der Automobilfahrt des Fürsten Borghese, von einer Gemäldeausstellung und zuletzt von Richard Strauß' „Salome“. So waren wir auf die Musik gekommen und redeten nun über ihre Ausdrucksfähigkeit und ihre Wirkungen auf die menschliche Psyche.

„Darf man Sie bitten, etwas zu spielen?“ sagte jemand wie in natürlicher Fortsetzung des angeschlagenen Themas zu der Dame des Hauses.

„Was denn?“

„Am liebsten etwas für Harmonium und Klavier.“

Zuvorkommend erhob sich die Angesprochene, öffnete die Türen des anstoßenden Musikzimmers und begab sich ans Harmonium. Eine andere Dame setzte sich an den Flügel.

Eine achtungsvolle Stille entstand. Von meinem Platz aus konnte ich nur die Dame am Flügel sehen, wie sie einen Augenblick das mild beleuchtete Gesicht auf das Notenblatt herunterbeugte und leise einen Ton anschlug, der in langsam ersterbendem Laut wieder verklang.

Dann begann das Spiel. In tiefen, dunklen Akkorden klang es an wie das dumpfe Grollen eines ferne heraufziehenden Gewitters. Vor mir sah ich eine Landschaft liegen mit verlorenen Linien und nebelhaften Tönen. Schwarze Wolken jagten ruhlos über schweigende Hügelzüge und finster dastehende Tannenwälder hinweg, deren Rauschen sich mit dem nimmermüden Strömen eines breit und träg dahinziehenden Flusses vermischte. Und dazwischen wanderte ich als ein Einsamer und hörte auf das endlose Strömen des Flusses und schaute nach den treibenden Wolken und fühlte, wie das alles ins Grenzenlose und Unverständene dahinsfloß. Die alte Sehnsucht stieg mächtig in mir auf, die Sehnsucht nach einem Reich der reinen, ungetrübten Schönheit, wo keine Disharmonien den Einklang alles Wesens mehr stören und nicht mehr durch alle unsere Träume die müde, heimwehfranke Weise von trügerischen Bildern zieht, Bilder, die wir uns selbst machen, um davor in brünstigen Gebeten um ihre Menschwerdung zu flehen und die doch unser ganzes Leben lang nichts anderes bleiben als Bilder, geformt aus allem dem, was die Seele an Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen zusammenträgt.

Nach und nach ging das tiefe, schwermütige Spiel in ein sanftes, heiteres Klingen über, das die Seele über das Dunkle und Quälende in eine glücklich lachende Welt des Schönen emportrug. Die Nebel verloren sich, die schwarzen Wolken verschwanden, ein silbernes Glänzen lag in der Luft, weite selige Schneefelder in der Ferne, zu den Füßen tiefblaue Seen mit im Sonnenlicht aufleuchtenden Segeln am Horizont und vom lauen Winde hergetrieben der Duft blühender Rosen, Nelken und Azaleen. Italien! Da lag es wieder vor mir, das Land aller Träume von säulengetragenen Marmorhallen und weißen Götterstatuen inmitten großer Gärten voll fremdartiger Pflanzen und geheimnisvollen Zaubers das Land aller derer, die Sehnsucht haben nach Sonnenschein und Himmelsbläue, Sehnsucht nach Stätten, wo unter sternensüßem Nachthimmel aus weißen Palästen zitternde Lichtreflexe über das dunkle Wasser hinfallen, während leise das schwermütige Lied des Gondoliere in der weichen Abendluft verklingt . . .

Wie das Rauschen und Wogen des Meeres klang es jetzt aus der Musik heraus und da war es auch schon, das weite, nimmermüde, wildjauchzende Meer. Schlankte Palmen neigten sich von hoher, steiler Küste darüber hin, während der fliegende Brandungsschaum in Millionen und Millionen von leuchtenden Perlen aufgelöst von den Strahlen der untergehenden Sonne zu feuriger Glut entzündet wurde. In langen Reihen kamen die Wogen herangerollt mit wechselnden Lichtern in der Tiefe und schaumgekrönten Spitzen, die einander zu haschen suchten, sich spielend überschlugen und dann wieder unwillig voneinander zurückwichen, bis sie zuletzt am Strande zerschellten. Das ewige Symbol alles Menschenlebens. So ist auch unser Dasein, so ungestüm drängend und ruhlos, voll wechselnder Lichter und Schatten und selig lachender Gipfel, bis es zuletzt an einem stillen Strand zur Ruhe kommt.

Immer lauter wurden die Töne und schwellen an zu mächtig rauschenden Akkorden, immer höher hoben sich die Wellen zum unwiderstehlich daherschlagenden Sturm, bis der helle Klang des Flügels das dunkle Brausen des Harmoniums übertönte und ausklang in sehnsüchtige Laute der Liebe und des Verlangens. Den Strand entlang kam ein Mädchen gegangen mit weichem stillem Gesicht, dunklem Haar und guten braunen Augen. Und ich erkannte sie wieder als die, die ich vor langen Jahren in dieser Gegend mit der ganzen Kraft meines Herzens geliebt hatte und um die ich dann im fernen Land viel Leid erlitt und viele dunkle und bittere Stunden durchmachte. Sie trat dicht an mich heran, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte mich lange auf Mund und Stirn und Augen wie ehemals, und wie ehemals wanderten wir wieder eng verschlungen am Strande dahin und plauderten und lachten wie frohe Kinder. Die Sterne fingen an leise zu funkeln, der Mond

goß sein silbernes Licht über die blinkende Meeresfläche aus, in stillem Staunen standen die sanften Hügelzüge der Campagna hinter uns da, während die ganze schönheiterfüllte Gegend in feierlichem Schweigen zu schwellen und zu wachsen schien. Und ich war wieder einmal ein Seliger bis ins Innerste hinein, befreit von der lastenden Schwere und der alten Schwermut — — —

Der letzte Ton verklang und der Beifall der Gäste schreckte mich aus meinen Träumen auf. Ich weiß nicht, ob der Komponist das, was ich aus seiner Musik herausfühlte, wirklich damit sagen wollte, ich weiß nur, daß ich in dieser kurzen Spanne Zeit lange Jahre meines Lebens wieder durchlebte.

Vielleicht werden jene, die über alles lachen, was sie nicht verstehen, auch darüber mitleidig die Achseln zucken, daß man so empfinden kann. Aber ich möchte doch nicht mit ihnen tauschen und diese einzige Stunde nicht für all ihr erhaben sein sollendes Getue hergeben.

J. D. Schmid.



## Volkskunst und Ansichtskarten.

Von Jules Coulin.



Man hat schon die Briefmarke und die Münze als das Museum des Volkes bezeichnet. In der Schweiz wollen wir nicht zu begeistert auf diese Geschmacksbildungstätte hinweisen; besser man drückt beide Augen zu vor den allermeisten Schauwerken unserer staatlichen „Kunstgalerie“. Eine wirklich ernst zu nehmende Mission haben dagegen auch bei uns die Ansichtskarten; wie arm immer ein Haus sei, sie haben wohl schon Eingang gefunden: ein Gruß aus der Fremde, vom Sonntagsausflug, aus der Kaserne. Nicht nur in den Kindheits-